Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 27 (1943)
Heft: 11

Vereinsnachrichten: Zürcher Sprachverein

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

von schweizerdeutscher Aussprache bei ihm wahrnahm, die loszuwerden ihn viel Mühe kostete. Er sprach dann wirklich ein herrlich schönes und reines Deutsch.

Wir gewöhnlichen Sterblichen brauchen diese vollkommene Reinheit gar nicht zu erstreben. Ein gewisser mundartlicher Klang der Sprache ist sogar etwas Gutes, denn er verbindet den Sprecher mit dem Hörer, insbesondere auch den Redner mit seiner Hörergemeinde. Fehlt er, so ist auch das Band zwischen Sprecher und Hörer schwerer zu knüpfen, die seelische Verbindung stellt sich weniger leicht ein. Die reine Sprache ist klar, aber kalt; sie ermangelt der Wärme, die von der Mundart ausgeht. Freilich kann auch das reine Hochdeutsch von heißem Leben erfüllt sein, kann packen und mitreißen, aber doch nur im Munde einer Persönlichkeit, die selbst voller Wärme ist und zugleich mit der Sprache umzugehen versteht.

Zwischen dem leicht mundartlichen Klang und dem völlig unbeholfenen Gebrauch des Hochdeutschen durch jemanden, der es nicht zu sprechen gewohnt ist, gibt es viele Abstufungen. Vom gebildeten Schweizer darf man verlangen, daß er dem Bühnendeutsch doch etwas näher komme als sein Landsmann, der selten in den Fall kommt, Hochdeutsch frei zu sprechen, sondern es höchstens beim Vorlesen aus der Bibel (heute eher der Zeitung!) üben kann.

Es sind nicht nur Reichsdeutsche, die sich am „Schweizer Hochdeutsch" stoßen und darüber lachen. Auch der Schweizer, dem die deutsche Sprache in ihren beiden Formen am Herzen liegt, fühlt, daß da etwas nicht ganz in Ordnung ist. Gerade wer auf die Reinheit der Mundart Wert legt, wird auch ein reines Hochdeutsch schätzen und erstreben. „Rein" eben mit der Einschränkung, daß es den mundartlichen Klang behält und den Sprecher als Schweizer noch erkennen läßt.

Nun liegt es nicht allein am guten Willen, ob jemand ein weniger oder stärker mundartlich gefärbtes Hochdeutsch spricht, sondern ebenso sehr an der sprachlichen Begabung, die ganz verschieden verteilt ist. Das ist ja auch der Grund, warum wir vom Neubürger wohl verlangen dürfen, daß er eine schweizerische Mundart verstehe, aber nicht, daß er sie einwandfrei spreche.

Die sprachliche Begabung wird auf der einen Seite unterschätzt, auf der andern vernachlässigt. Es liegt in der Natur der Sache, daß mit zunehmendem Alter die Fähigkeit, seine Sprache weiter zu entwickeln, eine andere Sprache, eine andere Mundart oder eben ein besseres Hochdeutsch sprechen zu lernen, geringer wird. Deshalb gehört die Erziehung zu einer guten hochdeutschen Aussprache in die Schule.

Das Kind lernt mit wenig Mühe richtig deutsch sprechen. Ich habe das oft genug an Kindern erfahren, und ich mache mich anheischig, einer ganzen Schulklasse beizubringen, daß sie ein gutes Deutsch spricht. Man hat diesen Versuch einmal in Sachsen gemacht, wo die Sprechweise — von Mundart kann man da nicht mehr reden — besonders unschön ist, und zwar mit vollem Erfolg. Auch einem Erwachsenen dürfte es höchstens Hemmungen, aber keine Schwierigkeiten bereiten, beispielsweise Meister statt Meischter oder Anfang statt Aanfang zu sagen. Selbst das helvetische Rachen-ch ist nicht so schwer durch das Gaumen-ch zu ersetzen. Man darf es natürlich nicht so weit treiben, das ch in „machen" auszusprechen wie in „ich", was man auch hören kann. Das tönt dann womöglich noch störender und vor allem falsch.

Aber wie ist es in der Schule? Der eine Lehrer hat die Liebe zur Sprache, die dazu nötig ist, und achtet darauf, daß wenigstens im Deutschunterricht, beim Lesen von Gedichten oder Prosa, den Schülern eine gute Aussprache beigebracht wird. Der andere Lehrer hat dieses Verständnis nicht. Und ein Schüler, der bei einem solchen Lehrer ein besseres Deutsch spricht als dieser und die andern Schüler, der wird manchmal ausgelacht oder gar verhöhnt. Er läßt es daher bleiben und redet sogar betont Schweizer Hochdeutsch.

Es scheint mir wichtig, das einmal zu sagen. Denn Schriftdeutsch ist eben doch auch für uns keine bloß geschriebene, sondern eine Sprache, die auch gesprochen werden will.

H. Behrmann.

Briefkasten

F. W. N., W. Die „App. Ztg." berichtet also, der Freiwirtschaftsbund habe darüber „zu befinden", ob W. Sch. noch vertrauenswürdig genug erscheine. Und Sie finden, er habe darüber „zu beraten" und „sich darüber auszusprechen". Diesen Sinn hat das Wort hier in der Tat. Den Zusammenhang mit dem einfachen „finden" finden wir, wenn wir zu „beraten" oder „aussprechen" beifügen: „ob er finde, daß . . .". „Befinden" bedeutet ursprünglich dasselbe wie „finden", aber mehr ein geistiges Wahrnehmen. So sagte Luther: „. . . bis sie befindet, daß er ohne Falsch sei" und ein andermal: „. . . wo er aber falsch befunden wird." Goethe wünscht einmal, daß das, was er vorsetze, „nicht unschmackhaft befunden werde". Schiller fragte den Theaterdirektor Dalberg: „Wie Euer Exzellenz meinen ‚Fiesco' befunden." Dieser Gebrauch ist also schon alt; aber mit „beraten" oder, wie Sie auch vorschlagen, „referieren", ist der Sinn nicht ausgedrückt; darin läge erst das Suchen, noch nicht das Finden; die Beratung muß zu einem Ergebnis führen, zu einem Urteil oder einer Entscheidung. Heute klingt uns „befinden" etwas altertümlich und kanzleimäßig, aber veraltet ist es doch noch nicht, und was beim „Befinden" herauskommt, nennen wir noch anstandslos „Befund". Jünger, aber jetzt allgemein üblich, ist der Gebrauch von „sich befinden" im Sinne von „se trouver". „Ich befinde mich in der Stadt" heißt eigentlich: „Ich werde gewahr, daß ich in der Stadt bin" und „Ich befinde mich wohl" will sagen: „Ich bemerke, daß ich mich wohl befinde." Für unser Sprachgefühl kommt aber nicht das Gewahrwerden der Tatsache, sondern nur die Tatsache selbst in Betracht, und unter dem „Befinden" verstehen wir heute die Art, wie man seine Gesundheit findet.

Daß sich „zwotens", wie Sie schreiben, „wunderbar eingelebt hat", ist noch viel lächerlicher als das einfache „zwo", das bei Lärm und bei undeutlicher, also unanständiger Aussprache eine Verwechslung von „zwei" und „drei" verhüten soll. „Zweitens" hat aber noch niemand mit „drittens" verwechselt; da hat die Sprache schon selbst vor Verwechslung geschützt, und wer meint, nach dem Muster von „zwo" müsse man auch sagen „zwot, zwotens und Zwotel", der müßte nach derselben Logik auch sagen „dreit, dreitens und Dreitel". Wer schweizerdeutsch „zwo" sagt (außer vor weiblichen Wörtern), der soll nicht von der schweizerdeutschen „Muttersprache" reden, in der ihm „der Schnabel gewachsen" sei.

„Wortschriftlich" so und nicht anders habe, schreibt der „Liegenschaften-Berufsvermittler", einer geschrieben. Warum „wörtlich" oder „buchstäblich" nicht genügt hätte, ist nicht ersichtlich. Die Schöpfung ist noch unklarer als „schlußendlich", die ja von überflüssiger Klarheit ist, sie ist aber ebenso überflüssig. Der Schöpfer war offenbar etwas „biertrünklich" gestimmt. Hoffen wir auf einen wortschwündlichen Ausgang des Unternehmens.

Vom „Postcheck" haben wir in Nr. 9/10 v. J. ausführlich gesprochen und wiederholen kurz: Diese Schreibweise hat gar keinen Sinn, denn der Engländer schreibt cheque, der Franzose und der Italiener chèque, der Deutsche Scheck; was soll da unser „Check"? Ja doch, das soll er: unsere Freiheit und Unabhängigkeit soll er beweisen. So hat im Nationalrat einer den Antrag auf Änderung der vernünftigen deutschen Schreibung, wie sie die Postverwaltung vorgeschlagen hatte, begründet. Und die andern haben's geglaubt. Wenn einmal alle vernünftigen Leute (heute sind's erst die meisten) „Scheck" schreiben, darf es dann vielleicht auch die Post wagen, zu dieser wirklich demokratischen Schreibweise überzugehen.

Zürcher Sprachverein

(Ortsgruppe des Deutschschweizerischen Sprachvereins)

Mittwoch, den 24. Wintermonat (November), **abends 8 Uhr**
liest Herr Staatsanwalt Adolf Bähler aus Bern
im Kongreßhaus (Klubzimmer, Eingang Alpenquai)
aus **Jeremias Gotthelf** vor.

Herr Bähler hat einen solchen Gotthelf-Abend im Zweigverein Bern mit großem Erfolg durchgeführt (s. „Rundschau" 1942, S. 13).

Eintritt Fr. 1.50, für Mitglieder 1 Fr.

Zahlreichen Besuch erwartet — der Vorstand